

(Nachdruck verboten.)

66)

Andreas Vöst.

Bauernroman von Ludwig Thoma.

Alle lachten und der Menhofer von Aufhausen nahm seinen Nachbarn am Arme und zog ihn auf seinen Platz nieder.

„Landsleut“, sagte der Bachenauer, „ös derst's de Versammlung net stören. Da Herr Assessor hat mir g'sagt, wenn no mal a solchener Aufstand is, schlaht er d'Versammlung. Und da hätten do bloß unsere Gegner a Freud'. Des müast's enk net so ärgern, bal oana 'neischreit; dös bin i scho g'wohnt; dös machen s' überall so, weil s' d' Wahrheit net vertrag'n können.“

„Beschimpfen Sie den Priesterstand nicht, dann kümmern sich niemand um Sie!“ rief Kroiß.

„I hab' net g'schimpft auf'n Priesterstand. Des sell is net wahr. I hab' g'sagt, seit unsere Geischtlichen si bloß mehr um d'Politik kümmern, is überall an Unfrieden. Und außerdem sag' i, de Politif hat mit da Religion nig z'toa.“

Mir Bauern wollen nig Unrecht's, mir wollen dös nämliche wie de andern Leut'. Daß ma koane G'jes' macht, de wo uns ruinieren; und weil mir den Beweis hamm, daß mir uns aufs Zentrum net verlassen können, wollen mir's amal selber probieren.

Dös Recht hamm mir, wie'r anderne Staatsbürger, daß mir nach'n G'jes' de Leut' wählen, auf de mir 's Vertrauen hamm. Desweg'n leben mir wie z'ersch, gengan in d'Kircha wie z'ersch, und san Christen wie z'ersch.

Is dös a Grund, daß ma'r uns schimpft? Derf si a Geischtlicher über dös aufhalten, daß mir unser weltliche Sach' selber in d' Ordnung bringa?

Jetzt dra'h'n de Herr an Stiel um, und jammern recht wehleidig, daß mir de Angreifer san.

Fallt uns ja gar net ei. Mir wollen nig Schlecht's für unserne Pfarrer; mir wollen eahna bloß d' Arbeit abnehma. Sie brauchen nimma auf München fahr'n oder auf Berlin reisen; sie können scho dahoambleib'n, und das Wort Gottes verkündigen.“ (Bravo!)

„Mit Ihrer Erlaubnis“, rief Mäh.

„Ja, Hochwürden. Dös erlaub'n mir eahna recht gern, und mir hamm no dazu an großen Respekt, wenn Sie's tean. Sie erlaub'n uns aa, daß mir an Acker bau'n und 's Brot herbringa und d' Steuern und d' Abgaben zahlen.“

Da helfen Sie uns net, und Sie können uns aa net helfen.

Desweg'n müassen Sie uns net hindern, wenn mir woll'n, daß unser Arbeit was tragt und daß d' Steuern net mehra wer'n, als mir zahl'n können.

Dös is unser Sach'.

Wer derf an erwachsenen Menschen hindern, daß er seiner Sach' selber vorsteht?

Mir Bauern san mündig; mir wer'n aa sunst net als Kinder behandelt.

Die Kinder wer'n von anderne Leut' ernährt; uns ernährt neand. Im Gegenteil, mir müassen g'nua anderne ernähr'n, zum Beispiel de Herrn Beamten. (Bravo!)

Ma lest überall, Kinder zahlen die Hälfte.

Hamn mir scho amal g'hört, daß de Bauern weniger zahlen müassen?

G'wiß net.

Da wer'n mir net für Kinder o'g'schaut; da san mir recht erwachsene Staatsbürger.

Und mir san alt g'nua und g'scheit g'nua, daß mir unser Sach' selber führ'n. Es is Zeit, daß mir dös ei'sehg'n.

Was is dös für a Zustand, wenn jetzt der Bauer nimmer de Hälfte von dem einnimmt, was er früherzeiten kriagt hat?

Und was is denn dabei billiger wor'n? De Deansboten vielleicht? Oder der Bodenzins? Oder müassen unsere Quab'n nimmer zum Militär?

Und alles is no net g'nua; allawei gibt's wieder was Neu's, allawei kemma neue Forderungen, für Heer und Marine, und wer sagt ja und Amen dazu? 's Zentrum

Und wer müast's zahlen?

Mir Bauern.“

„Steuern zahlt jeder!“ schrie Kroiß.

„Zawohl, Steuern zahlt jeder. Der Beamte zahlt de Steuer für sein G'halt, da Kapitalist für sei Vermög'n, aber da Bauer zahlt Steuern sogar für seine Schulden. Wenn oana no so viel Hypotheken auf sein Hof hat, er müast g'rad so viel zahl'n, als wenn er schuldenfrei is. (Bravo! Wahr is!)

Früher hat 's Zentrum selber erklärt, daß dös de größt' Ungerechtigkeit is. Jetzt will's nig mehr wissen davo.

Früher hat's erklärt, daß ma de einheimische Landwirtschaft schützen müast gegen die Getreideeinfuhr.

Jetzt hat's dafür g'stimmt.

Is dös net an aufg'legter Schwindel?“

Stürmische Zurufe ertönten.

„Wahr is! Lauter Schwindler san's! Mäh raus! Mäh! Was sagst denn jetzt?“

Prantl läutete.

„Ruhe, meine Herren! Ich bitte, den Redner nicht unterbrechen zu wollen.“

„I bin glei firti, Landsleut“, sagte Bachenauer.

„Mir sehg'n, daß mir uns auf neand verlassen derfen, als wie auf uns selber. Also handeln wir auch danach und stehen zusammen, damit das Volk zu seinem Rechte komme. Helfet alle mit, daß der Bauernbund erstarkt, gründet Markgenossenschaften in allen Gemeinden, damit Leute in den Landtag gewählt werden, die es ehrlich meinen. Reichen wir uns brüderlich die Hände, damit es nicht heißt, Nährstand adje! Und machen wir uns los von den Volksverrättern des Zentrums!“

Bachenauer trat zurück und setzte sich.

Viele hundert schwierige Hände klatschten ihm Beifall, viele hundert grobgenagelte Stiefel dröhnten auf den Boden, daß unten der Kalk von der Decke fiel.

Immer wieder mußte Bachenauer aufstehen, und wenn er saß, schrien hundert Kehlen seinen Namen.

„Bachenauer, vivat hooch!“

Als Ruhe eintrat, erklärte Prantl, daß er das Wort dem Gutspäther Wanninger von Arnbach erteile.

Franz Wanninger war kein einfacher Bauer. Er saß als Pächter auf dem gräßlich Hornschen Gute in Arnbach und hatte einige Bildung genossen.

Drei Jahre besuchte er eine Lateinschule und war sodann studiosus agriculturae in Weihenstephan, wo man die Theorie des Landbaues lehrt.

Er sprach gerne von dieser Zeit und gab sich überall das Ansehen eines studierten Mannes.

In die Bauernbewegung hatte er gleich zu Anfang eingegriffen.

Er glaubte, hier große Dienste leisten zu können, weil ihn seine Studien über die Ungebildeten und seine Praxis über die Gebildeten erhob. Als eifriger Leser der Tageszeitungen hatte er eine Anschauung und vor allem einen großen Reichtum an Schlagworten erworben.

Er griff selbst zur Feder und schrieb viele Artikel für das Nußbacher Wochenblatt. Da sich sein Leben stets im mittelsten Altbayern abgepielt hatte, war er der natürliche Feind alles norddeutschen Wesens.

Er hatte ein Wort gefunden, welches seine Gesinnung und Ansicht mit einem vollständig erklärte.

Wie man nämlich sonst wohl vom rollenden Mabel spricht, redete Wanninger vom rollenden Preuhentaler.

Er war überzeugt, daß die Berliner Kreise Tag und Nacht an der Annexion — Einsiedung hieß es Wanninger —, an der Annexion Bayerns arbeiteten und kein Mittel scheuten, um dieses erstrebenswerte Ziel zu erreichen.

Er war so weitblickend, daß er über die nahen und nächsten Ereignisse hinweg auf diese treibende Ursache aller deutschen Geschehnisse sah, und er mahnte überall, daß man den rollenden Preuhentaler nicht aus den Augen verlieren dürfe.

Bisher hatte er im politischen Leben nur schriftlich gewirkt; jetzt schickte er sich an, auch als Redner aufzutreten. Er wußte, daß er Bedeutenderes bieten könne und müsse als der einfache Landmann, welcher vor ihm gesprochen hatte. So stand er auf der Rednerbühne und stellte bald den rechten und bald den linken Fuß vor und rieb sich die Hände.

Der ihn ansah erblickte das Bild eines echten, wohlhändig u. Altbayern.

Der runde Kopf mit dem stark geröteten Gesichte sah auf breiten Schultern; der vorspringende Bauch machte nicht den Eindruck des Ungefunden; er war nicht schwammig, sondern von körnigem Fette, wie bäuerliche Kenner sagen.

Der gewichtige Oberkörper ruhte auf Beinen, welche diese Last wohl zu tragen vermochten. Kurz, Wanning war so, wie sich die landläufige Vorstellung einen richtigen Bayern malt, im Gegensatz zu dem windigen, ausgehungerten Norddeutschen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

29]

Die Kosaken.

Von Leo Tolstoj.

Dient man schon hier in diesem verlorenen Winkel, so muß man wenigstens Karriere machen . . . ein Kreuz . . . einen Rang . . . zur Garde übergehen. Man braucht das, wenn auch nicht für sich selbst, so doch für die Familie, für die Bekannten. Der Fürst hat mich sehr gut aufgenommen, er ist ein prächtiger Mensch — erzählte Bjelezki ohne Unterbrechung. — Für den Feldzug bin ich zum Annenorden vorgeschlagen. Jetzt bleibe ich hier, bis es wieder einen Feldzug gibt. Hier ist es reizend; was für Weiber! . . . Und wie bringen Sie die Zeit hin? Unser Kapitän sagte mir — Sie kennen ihn, Starzew, ein guter, dummer Kerl, — er sagte mir, Sie führen ein Sonderlingsleben, verkehren mit niemandem. Ich begreife, daß Sie nicht mit den hiesigen Offizieren verkehren mögen. Ich freue mich, jetzt wollen wir öfter zusammenkommen. Ich habe hier bei dem Unteroffizier Quartier. Ist dort ein Mädchen, Ustjenta! Ich sage Ihnen, entzündend!

Und so ging es ohne Ende in französischen und russischen Redensarten aus jener Welt, die Olenin glaubte auf immer hinter sich gelassen zu haben. Das allgemeine Urteil über Bjelezki war, daß er ein liebenswürdiger, guter Junge sei. Vielleicht war er es auch wirklich. Olenin aber erschien er trotz seines gutmütigen, hübschen Gesichtes äußerst unangenehm. Er strömte förmlich all das Häßliche aus, von dem sich Olenin losgesagt hatte. Am meisten aber kränkte ihn, daß er nicht vermochte, daß er entschieden nicht die Kraft hatte, diesen Menschen aus jener Welt schroff von sich zu stoßen, als hätte jene Welt, die früher die seine gewesen war, unabweißliche Rechte an ihn. Er zürnte Bjelezki und sich selbst, gebrauchte wider seinen Willen französische Redensarten in seiner Unterhaltung, nahm an dem, was er über den Höchstkommmandierenden und über die Moskauer Bekannten hörte, Anteil und sprach, da sie mitten im Kosakendorf das französische Idiom redeten, verächtlich von den Kameraden, von den Kosaken, behandelte Bjelezki freundschaftlich, versprach sogar, ihn zu besuchen, und lud ihn zu sich ein. Olenin selbst aber besuchte Bjelezki nicht. Bei Wanjuscha fand Bjelezki Verfall: das sei ein echter Herr, sagte er.

Bjelezki stürzte sich gleich in das gewohnte Leben der reichen kaukasischen Offiziere im Kosakendorf. Vor Olenins Augen wurde er im Verlaufe eines Monats gleichsam ein Eingeborener des Kosakendorfes. Er bewirtete die Alten mit Wein, veranstaltete Festlichkeiten, besuchte selbst die Feste der Mädchen, prahlte mit seinen Siegen und brachte es sogar dahin, daß Mädchen und Weiber ihn Großväterchen nannten. Und die Kosaken, die sich eine bestimmte Vorstellung von diesem Menschen machen mochten, die den Wein und die Weiber gern hatten, gewöhnten sich an ihn, gewannen ihn sogar mehr lieb als Olenin, der ihnen ein Rätsel war.

24.

Es war 5 Uhr morgens. Wanjuscha blies auf dem Treppenschlur mit dem Pfafel den Samowar an. Olenin war schon fertig geritten, um zu Pferde im Terel zu haben. (Seit kurzem hatte er sich das Vergnügen eronnen, das Pferd im Terel zur Schwemme zu führen.) Die Wirtin war in ihrer kleinen Stube. Durch den Schornstein stieg schwarzer, dichter Rauch aus dem geheizten Ofen empor. Das Mädchen melkte im Stalle die Büffelkuh. „Kannst du nicht still stehen, verfluchte . . .!“ Lang von dorthin ihr ungeduldiges Rufen, und gleich darauf hörte man den gleichmäßigen Ton des Mellens.

Draußen in der Nähe des Hauses ließ sich der muntere Schritt eines Pferdes hören, und Olenin kam auf seinem hübschen, noch nassen, von Feuchtigkeit glänzenden Schimmel im Galopp auf das Tor zugeritten. Marianas hübsches Köpfchen erschien, in das rote Tuch (die sogenannte Haube) gehüllt, in der Tür des Stalles und verschwand wieder. Olenin trug ein rotes persisches Seidenhemd, einen weißen Tscherkesstrod, der von einem Gürt zusammengehalten war, in dem ein Dolch steckte, und eine hohe Mütze. Er sah ein wenig gezwungen auf dem feuchten Rücken des wohlgenährten Pferdes, sah die Flinte, die auf seinem Rücken hing, fest und beugte sich vor, um das Tor zu öffnen. Sein Haar war noch feucht, sein Gesicht strahlte von Jugend und Gesundheit. Er hielt sich für hübsch gewandt und ein u. Thigiten ähnlich. Aber darin irrte er sich. In den Augen jedes erfahrenen Kaukasiers war er trotz alledem der Soldat. Er hatte den hervorlugenden Kopf des Mädchens bemerkt, beugte sich mit besonderer Gewandtheit vorn über, öffnete das Gittertor, sah die Biigel fest, schwang die

Serte und ritt in den Hof ein. Ist der Tee fertig, Wanjuscha? rief er heiter, ohne nach der Tür des Stalles hinzusehen. Er fühlte mit Befriedigung, daß sein schönes Tier das Hinterteil hob, förmlich um Anziehung des Zügels bat und mit jeder Muskel bebte, bereit, im Sprunge über den Jaun zu setzen, und wie es mit dem Fuß den trockenen Lehm Boden des Hofes zurückwarf. „Sei prehl!“ antwortete Wanjuscha. Olenin war es, als blickte Marianas hübscher Kopf noch immer aus dem Stalle, aber er sah sich nicht nach ihr um. Er sprang vom Pferde, blieb mit der Flinte am Treppengeländer hängen, machte eine ungeschickte Bewegung und sah sich erschrocken nach dem Stalle um. Aber es war niemand zu sehen, man hörte nur den gleichmäßigen Ton des Mellens.

Er trat in die Stube, kam nach einiger Zeit wieder heraus auf den Treppenschlur und setzte sich mit einem Buche und seinem Pfeifchen zum Tee nieder auf der Seite, die noch nicht von den schrägen Strahlen der Sonne beleuchtet war. Er wollte heute vor dem Mittagessen nirgends hingehen und hatte die Absicht, die immer wieder hinausgeschobenen Briefe zu schreiben, aber er konnte es nicht über sich gewinnen, das Plätschen auf dem Treppenschlur zu verlassen, und hatte so wenig Lust, in seine Stube zurückzugehen, wie etwa in ein Gefängnis. Die Wirtin hatte den Ofen geheizt, das Mädchen das Vieh ausgetrieben, und als sie zurückgekehrt war, begann sie, den Kuhmist zu sammeln und an dem Jaun zu sonnen. Olenin las, aber er verstand nichts von dem, was in dem Buche, das offen vor ihm lag, gesagt war. Immer wieder wandten sich seine Augen ab, und er sah hinüber zu dem stattlichen, jungen Weibe, das vor seinen Augen hin und herging.

Ob das Mädchen in den feuchten Schatten der Morgensonne trat, den das Haus warf, ob sie mitten in den Hof hinaustrat, die von dem fröhlichen, jungen Sonnenschein beleuchtet war und ihre schlank Gestalt, von dem hellen Gewände umschlossen, in den Strahlen glänzte und einen tiefen Schatten warf; immer fürchtete er, auch nur eine einzige ihrer Bewegungen zu verlieren. Es gewährte ihm Freude, zu sehen, wie frei und anmutig sie sich bewegte, wie das rosa Hemd, das ihre ganze Bekleidung ausmachte, über der Brust und an den schön geformten Beinen Gallen warf, wie sie sich in ganzer Größe aufrichtete, und wie sich unter ihrem zusammengezogenen Hemd die Umrisse der atmenden Brust deutlich abhoben, wie ihr schmales Gesicht, das in alten roten Schuhen steckte, fest auftrat, ohne seine Form zu verändern, wie ihre kräftigen Arme mit den aufgeschlagenen Ärmeln gleichsam ärgerlich mit der Schaufel arbeiteten, so daß ihre Muskeln sich spannten, und wie ihre tiefen schwarzen Augen ihm bisweilen einen Blick zuwarfen. Obgleich ihre feinen Brauen sich düster zusammenzogen, lag doch in den Augen der Ausdruck der Zufriedenheit und das Bewußtsein ihrer Schönheit.

Ah, Olenin, schon lange aufgestanden? fragte Bjelezki, der in einem kaukasischen Offiziersrod in den Hof trat.

Ah, Bjelezki, antwortete Olenin und streckte ihm die Hand entgegen, wie kommen Sie so früh her?

Was soll man tun, man hat mich fortgejagt, bei mir ist heute Ball. Mariana, Du kommst doch zu Ustjenta? wandte er sich an das Mädchen.

Olenin wunderte sich, wie Bjelezki so ungedungen mit diesem Weibe umgehen konnte. Mariana aber tat, als ob sie nichts gehört hätte, senkte den Kopf, warf die Schaufel über die Schulter und ging mit ihrem kräftigen, männlichen Schritt in die Stube.

Sie schämt sich, die Kleine, sie schämt sich, sagte Bjelezki, so gleich fortfahrend, sie schämt sich vor Ihnen, und lief unter fröhlichem Lachen die Treppe hinauf.

Ein Ball bei Ihnen? Wer hat Sie fortgejagt?

Ustjenta, meine Wirtin, gibt einen Ball; auch Sie sind eingeladen. Ball, d. h. Stuchen und eine Schar Mädchen.

(Fortsetzung folgt.)

Berlin vor 100 Jahren.

Zur Erinnerung an die Einführung der Städteordnung.

Das eine muß man den Ueberberrn der Städteordnung von 1808 lassen, daß sie in die Unverwundlichkeit der Menschennatur im allgemeinen und in die der damaligen preussischen Untertanen im besonderen ein geradezu rührendes Vertrauen setzten. Seit ihrem Einzug in die Mark hatten die Hohenzollern als einen wesentlichen Teil ihrer bekannten Kulturmission die Vernichtung der kommunalen Selbstständigkeit betrachtet; der steifnackte, gegen Fürsten und Adel sich wehrende Bürger sollte zum gehorsamen Anecdit umgewandelt werden. Es war im Anfang nicht leicht, dem Menschen die Hundedemut zur zweiten Natur zu machen; aber Beharrlichkeit hatte auch hier zum Ziel geführt. Den traurigen Folgen des Dreißigjährigen Krieges und dem Krüdstock etlicher besonders berühmter Landesväter war es zu danken, daß der Erfolg sichtbar in die Erscheinung trat, just als der friderizianische Staat am Zusammenbrechen war. Der fürstliche Absolutismus, der in Friedrich II. seinen hervorragendsten Vertreter hatte, durfte grundsätzlich keine korporative Zusammenfassung der „Untertanen“, kein irgendwie in Ansehen stehendes Mittelglied zwischen sich und den einzelnen Einwohnern der Städte dulden, sein Streben ging darauf aus, künstlich zu atomisieren, was sich im Mittelalter zum gemein-

famen Wirken zusammengeschlossen hatte. Für Berlin kam noch hinzu, daß schon seine Eigenschaft als Resident verschiedene Interessensphären schuf, deren Sonderung der Monarch nach dem Recept des Teilens und Herrschens mit Eifer förderte. Im Jahre 1783 hatte die Stadt 141 000 Einwohner. Hier von gehörten zur Garnison mit Weibern und Kindern allein 33 000; es kamen hinzu 3400 Beamte, mit Familie also abermals 14 000 Personen, und dann noch etwa 10 000 Lakaien und Bediente. Somit war weit mehr als der dritte Teil der Einwohnerschaft vom Hofe, vom Adel und von den Militärbehörden abhängig. Alle Personen aber, die noch so entfernt mit dem Hofe oder der Garnison in Zusammenhang standen, waren von allen Verpflichtungen der städtischen Verwaltung gegenüber erimiert. Die Soldaten mit Weib und Kind, die Hof- und Staatsbeamten, die Hoflieferanten, Hofhandwerker und ähnliche Personen hatten mit Magistrat und Stadtgericht nichts zu tun, sondern unterstanden besonderen Behörden. So war in Gerichtssachen für die höheren Schichten des Hofgelandes das Kammergericht, für die niederen hingegen die Hausvogtei zuständig. Aber mit den zahlreichen Angehörigen des Hofes und der Garnison war die Schicht der „Erimierten“ keineswegs zu Ende. Es waren erimiert von den städtischen Behörden die zahlreichen fremden Kolonisten, unter denen in Berlin, wie bekannt, vor allem die Franzosen eine hervorragende Rolle spielten. Ihnen hatte der Landesherr das Privileg ausgebilligt, die sonst dem Bürger vorbehaltenen Rechte, wie den Betrieb eines Gewerbes und den Erwerb von Grundbesitz ausüben zu dürfen, ohne daß sie in die Bürgergemeinde einzutreten und die zur Erhaltung des Kommunalwesens erforderlichen Steuern zu zahlen brauchten. Auch über diese Personen hatte der Magistrat nichts zu bestimmen; sie waren wie Militär und Beamte gleichfalls besonderen Behörden unterstellt. Dann gab es ferner noch zahlreiche Exemtionen rein dinglicher Natur. Wer die Straßen der inneren Stadt durchwandert, stößt heute noch auf alte Häuser, die die Inschrift „Freihaus“ tragen. Es sind dies Grundstücke, die der Landesherr Hofbeamten und sonstigen Günstlingen geschenkt hatte und die damit von allen sonst auf dem städtischen Grundbesitz ruhenden Lasten befreit waren. Wie Hugo Preuß in seinem hier mehrfach benutzten Buche „Die Entwicklung des deutschen Städtewesens“ mitteilt, bestand schon am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts der zehnte Teil aller bebauten Grundstücke in Berlin aus solchen Freihäusern; und selbstverständlich kam diese Bevorzugung gerade den wohlhabendsten und daher steuerkräftigsten Schichten der Bevölkerung zugute. Alle diese Privilegierungen und Sonderstellungen mußten natürlich das Gefühl der Zusammengehörigkeit unter den Einwohnern und das Verständnis für das Gemeinwesen, das im Mittelalter außerordentlich lebendig war, künstlich erstären; und so kann es denn nicht wundernehmen, wenn wir erfahren, daß es im Jahre 1796 unter mehr als 150 000 Einwohnern in Berlin nur 10 700 Bürger gab.

Hand in Hand mit der durch allerhand Bevorzugungen geförderten künstlichen Trennung der „Untertanen“ in verschiedene kommunale Interessengruppen ging das schon im Anfang kurz erwähnte Streben, die Selbstverwaltung bis auf ihre letzten Reste systematisch zu vernichten. „Rein Interesse ist“, so sagte Friedrich Wilhelm I., „Bürgermeister zu sein, die glatt vor mir dependieren (abhängig sind)“. Wenn Felling oder Senning (die beiden damaligen Bürgermeister von Berlin) fürcht, werde ich wieder zwei von meinen Kreaturen sehen. Dann bleibe ich Herr. Sonst muß ich vor die Leute dependieren und das sieht mir nicht an.“ Unter diesem König war ein wesentlicher Teil der städtischen Verwaltung Berlins dem Militärgouverneur unterstellt. Der Gouverneur hatte zu bestimmen über Straßenreinigung, Straßenpflasterung und Straßenbeleuchtung; ferner unterstanden ihm Bauwesen, Gefindewesen, Marktpolizei, Nachwachswesen und noch manche andere wichtige Befugnisse kommunaler Natur. Auch das Armenwesen war unter königlicher Verwaltung. Aber selbst bei den Angelegenheiten, die formell dem Magistrat übertragen waren, darf man nicht entfernt auch nur den Schein einer Selbstverwaltung vermuten. Vor allem war es in Preußen selbstverständlich, daß der König über den nervus rerum, über das Finanzwesen der Stadt völlig nach seinem Gutdünken verfügte. Der Gemeindegeld wurde jedesmal auf sechs Jahre aufgestellt, wobei auch die nächstschärfste Ausgabe von der Genehmigung des Königs und der Prüfung seiner Räte abhängig war. Und was nun gar die Einnahmen betraf, so verstand es sich, daß diese durchaus in die Hand der Staatsbeamten kamen.

Wie im Finanzwesen, so war auch in der Befehung der Gemeindeämter alles vom Monarchen abhängig. Entweder ergänzte der Magistrat sich selbst unter der Einschränkung, daß der neuernannte Stadtrat vom König bestätigt werden mußte, oder der König trieb zugunsten seiner Rekrutenkasse ungeniert Handel mit den kommunalen Verwaltungsposten. In diesem Falle war es dem Monarchen gleichgültig, ob der Käufer eines städtischen Amtes etwas von Verwaltungsangelegenheiten verstand oder nicht. Der Nachfolger des Soldatenkönigs, Friedrich II., machte nicht selten auch abgedankte Soldaten zu Ratsherren oder Bürgermeistern. Im 1800 herum regierte über Spandau als Ortsoberrhaupt ein Soldat, der den siebenjährigen Krieg mitgemacht hatte; über Teltow herrschte als Bürgermeister ein Sergeant, der auf diesen Ruheposten gesetzt wurde, nachdem er in einunddreißigjähriger Dienstzeit als Rekrutenbrüller untauglich geworden war. Unter diesen Umständen sind auch die damals oft gehörten Klagen begreiflich, daß Bürgermeister und Ratsherren unter dem herausfordernden Beizen, ja

selbst unter ti te n Insulten der militärischen Befehlshaber zu leiden hatten. In den den Räten des Rates gab es zwar auch noch Statler, erordnete und Bürgerdeputierte; doch wurden diese zum Teil vom Rate einfach ernannt, zum Teil aber von einzelnen beborrechteten Zünften präsentiert. Ihre Funktionen waren nebensächlich, ihre Stellung dem Rat gegenüber beinahe subaltern. So durften sie etwaige Beanstandungen nicht vor den Ratsherren selbst geltend machen; sondern sie hatten ihre Bemängelungen denunzierend dem vom König eingesetzten Kontrollleur, dem Steuerkrat, vorzutragen. Der „Untertan“ war eben einzig Objekt der Befehung; der Gedanke daran, daß er als Bürger in seinen eigenen Angelegenheiten schalten könne, galt als Hochverrat in einem Staatswesen, in dem die Handhabung der Regierungsmaschinerie persönliche Angelegenheit des Königs war. Für die weitere Entwicklung war es ein Glück, daß ein Staatswesen, das derart alle Bürgertugenden systematisch ersticke, bei Jena sein wohlverdientes Ende fand. Das Genie Friedrichs des Großen hatte erreicht, daß den Einwohnern jede politische Würde abhanden gekommen war. Als Napoleon in Berlin einzog, jubelte die Bevölkerung dem Eroberer ebenso zu, wie vorher dem „angestammten“ König; den an derartige Hundedemut nicht gewöhnten Kaiser rissen die saden Schmeicheleien der Berliner mehrfach zu Ausbrüchen der Empörung hin. Es kennzeichnete daher sowohl den verzweifeltsten Zustand des preussischen Staates als den Optimismus des Freiherren v. Stein und seiner Berater, daß sie auf die Idee verfielen, den durch eine Jahrhundertlange Erziehung zur Knechtschaft jeglicher Selbstständigkeit entwöhnten Stadtbewohner mit der Selbstverwaltung seiner Angelegenheiten zu betrauen, damit das Staatswesen gesunden könne. War es überhaupt noch möglich, aus dem moralischen und physischen Schmutz herauszukommen, in den das Städtewesen Preußens dank der königlichen Beamtenwirtschaft hineingeraten war? Wie es um die moralische Verlotterung bestellt war, haben wir eben gesehen; von dem Berliner Schmutz in nichtübertragener Bedeutung gibt eine 1808 erschienene Beschreibung aus der Feder des Kriegsrats v. Cölln ein Bild. Die hervorragenden Gebäude wie Opernhaus, Zeughaus usw. gruppieren sich statlich um das königliche Schloß, desgleichen die größeren Straßenzüge. Im übrigen aber muß die Landeshauptstadt entsetzlich gewesen sein. „Wenn der Reisende“, so heißt es in der Beschreibung, „durch den unendlichen märkischen Sand heranpilgert, so kommt ihm nahe an der Barriere ein pestilenzialischer Geruch entgegen, denn die Berliner laden allen ihren Unrat nahe vor den Toren ab; an der Straße von Frankfurt ist es auch damit noch nicht genug; sondern hier hat der Schinder selbst seine Werkstätte aufgeschlagen. Jeder kann sich also vorstellen, welch ein liebliches Gemisch von Gestank die Exkremente von Berlin und das Nas der krepiereten Haustiere dem Reisenden hier entgegenstufen. Hat man am Tore die unleidliche Revision der Altsenbeamten überstanden und dem wachhabenden Offizier seine hundert Fragen beantwortet, damit er die öffentliche Reugierde befriedige (denn zu weiter dienen sie nichts), so sieht man sich in der Mitte ärmlicher Hütten, Wiesen und Felder verkehrt (es wäre denn, man passierte in die Tore der Friedrichstadt ein), oft sieht man aber nichts, denn der kleinste Zephyr erregt einen so unerträglichen Staub, daß man die Augen fest zudrücken muß. In die Kinnsteine leert man die Nachstühle und allen Unrat der Küche aus und wirft krepierete Haustiere hinein, die einen unleidlichen Gestank verbreiten. . . Hat es geregnet, so werden die Notthäuser in den Straßen zusammengeworfen, und da diese oft Tag und Nacht auf den Abholer warten müssen, so kann man es im Finstern sehr leicht versehen, hineinzugeraten und bis an die Knie verunreinigt zu werden.“

In diesem Schmutz lebte ein engherziges, verkümmertes Spielbürgertum, das nimmlich von allen „Exemtionen“ erlöst wurde und seine Angelegenheiten im beschränkten Rahmen selbst verwalten sollte. Zwar hatte Napoleon, der Landesfeind, schon so etwas wie ein aus gewählten Bürgervertretern zusammengesetztes Stadtr Regiment angeordnet; aber das war ein fremdartiges Gewächs, für dessen Pflege dem preussischen Untertanen das Verständnis fehlen mußte. Einer der hauptsächlichsten Mitarbeiter an der Städteordnung, der freigesinnte Königsberger Stadtrat und Polizeipräsident Frey sah denn auch resigniert davon ab, die Vertreter der Städte in den Landständen über die Neuerung zu befragen. Er meinte, in der gegenwärtigen auf den Zunftgeist gestützten Repräsentation der Bürgerschaften würden sich gewiß nur sehr wenige Köpfe befinden, die imstande seien, ein reifes Urteil über die zweckmäßigste Organisation der Kommunalverwaltung zu fällen, zuletzt werde dabei die Stimme eines einzigen, des jetzigen Bevollmächtigten der Zünfte entscheiden; möge man also den jetzt unmündigen Kommunen den Weg, auf dem sie zur Mündigkeit gelangen können, vorzeichnen, ohne sie zu befragen, ob sie darauf zu wandeln Lust und Vergnügen finden.

Wie recht dieser Mann hatte, zeigt eine Aeußerung, die der Berliner Bürgermeister Köls über die Neuerung zum besten gab. Er sagte: „Der monarchische Staat läuft Gefahr, seine Verfassung zu verlieren, wenn er dem Volk ohne alle Vorbereitung ein republikanisches Administrationsverfahren einräumen will. Das Volk, welches bisher immer am Gängelbände geleitet wurde, kann nicht auf einmal allein stehen, geschweige daß es auf rauhen und ungebahnten Wegen allein gehen werde, ohne zu fallen.“

Der Berliner Stadtsyndikus Wehing aber äußerte sich empört:

„Ich meinerseits möchte dort (in einem unabhängigen Gemeinwesen) nicht Bürger heißen, viel weniger sein.“

Und ein anderer Berliner Ratsherr sagte: „Warum das städtische Regiment wieder größtenteils in die Hände der Bürger geben, denen solches in der neueren Zeit bei steigender Kultur, bei größeren Erfordernissen zur Führung der städtischen Administration von Seite des Landesherren entzogen wurde. . . . Wieviel Patrioten gibt es denn, die ihr eigenes Wohl um des allgemeinen Besten willen fortwährend hintanzusetzen und wieviel sind denn in der Lage, auch beim besten Willen es tun zu können?“

Im April 1800 waren die ersten Stadtverordnetenwahlen. Die Mehrzahl der Bürger, 102 an der Zahl, hatten in ihrer Hilflosigkeit nichts eiligeres zu tun, als den Magistrat zum guten Teil aus denselben Ratsherrn von ebendem zusammenzusetzen, die ihre engherzige Angst von der unbequemen Neuerung in den hier mitgeteilten Befürchtungen zum Besten gegeben hatten. Für eine große Ehre hielten es die Berliner, daß ein „Examinator“, der frühere Kammerpräsident v. Gerlach, zunächst die Wahl zum Stadtverordneten und dann gar die Wahl zum Bürgermeister annahm. Es kennzeichnet die Not der damaligen Zeit und die mißliche Verfassung, in die der Polizeistaat das städtische Finanzwesen gebracht hatte, daß eine der ersten Amtshandlungen des neuen Magistrats in einer an die Bürgerschaft gerichteten Bitte um — Vorschüsse bestand. Es fehlten der Stadtkasse alle Betriebsmittel.

In den hundert Jahren, die seitdem verfloßen sind, hat sich der materielle Wohlstand der Stadt Berlin derart gehoben, daß es fast unmöglich ist, sich in die ärmlichen Verhältnisse von damals hineinzuversetzen. Um so leichter wird es einem aber, die geistige Verschämtheit der Bürger von 1800 zu verstehen. Liest man einzelne Reden der heutigen Berliner Freisinnigen nach, so kommt man zu dem Schluß, daß die Herren aus hundertjähriger Erfahrung immer noch nicht das Wesen kommunaler Selbstverwaltung begreifen gelernt haben und sich wie ihre Väter unter der Fuchtel des Absolutismus am wohlsten fühlen.

Kleines Feuilleton.

Was die Grunewaldsagen erzählen. Während Wind und Frost die letzten Blätter zur Erde zwingen, haften an manchen Eichen des Grunewaldes noch trotzig die braunen, toten Ueberbleibsel des grünen Sommerkleides. Sie erzählen von der Zähigkeit des Eihengeschlechtes, unter dessen zahlreichen Arten viele sind, die auch im Winter die grüne Krone behalten. Die Eichen des Grunewaldes sind Ruinen: das Innere hohl und verrotzt, von gelblichem Moos erfüllt, die stürzenden, mächtigen Äste durch Alter und Sturmesgewalt verkrüppelt. Aber noch in einem anderen Sinne haben wir es hier mit Ruinen zu tun, nämlich mit den letzten Resten des alten Eichenwaldes, der auch den Grunewald früher bedeckte. Die Eichen, die scheinbar wie Fremdlinge unter den hohen Föhren stehen, sind in Wirklichkeit die Abkömmlinge der rechtmäßigen Herren des Waldes in Baumgestalt. Wenigstens bis zu einer gewissen geologischen Periode zurück.

Vor undenklichen Zeiten entwickelte sich aus den uralten Schachtelhalmen und Barlappgewächsen das Geschlecht der Nadelbäume. Und wieder vergingen undenkliche Zeiten, bis die eigentlichen Blütenpflanzen auftauchten, zu deren ältesten Vertretern unsere Eichen, Haseln, Buchen, Birken und Erlen gehören, deren unscheinbare Blüten noch in nichts an die Blumenpflanzen erinnern, deren Vorkämpfer sie waren. Damals gab es die leichtbeschwungnen Insekten als Blumenbesucher noch nicht, und der Wind mußte die Verteilung des Blütenstaubes von Fruchtknoten zu Fruchtknoten übernehmen. Das Neuere ist immer auch das Bessere Organisierte in der Natur, und so drängten Eiche und Buche, Erle und Birke die Nadelholzwälder langsam zurück, soweit das Klima es gestattete. Deutschland überzog sich mit diesen Laubbäumen in seinen Ebenen und Tälern.

Dann kam die Kultur und das Ausroden der Wälder, um Platz zu schaffen für Städtebau, Acker und Weideland. Aber auch das Holz wurde gebraucht und die Kultur des Waldes in Angriff genommen. Man schlug nicht nur ab, sondern forstete auch wieder auf. Mit dem Wachsen der kapitalistischen Gesellschaftsordnung bekam auch die Forstwissenschaft ihren kapitalistischen Anstrich. Es wurde ganz folgerichtig ausprobiert und ausgerechnet, welcher Baum der beste Waldbaum sei, und die Wahl fiel auf die Kiefer. Sie wächst einfach überall, wo man sie hinsetzt und sie liefert am raschesten und billigsten das nötige Kiefernholz. Damit war dem Laubwald das Urteil gesprochen. Mochte das Ergrünen der Eichen- und Buchenhaine zur Frühjahrszeit auch weit mehr zum Herzen bringen als das unveränderte starre Bild der Föhrenwälder, es half alles nichts. Der Dichter und Naturfreund hatte dem rechnenden Forstmann zu weichen, und mehr und mehr schmolzen die Laubholzhaine dahin, während die Kiefer bald eine angebaute Flächenabdehnung eroberte. In Ländern, die in kapitalistischer Hinsicht noch etwas „rückständig“ sind, hat sich dieses Bild der von Menschenhand korrigierten Natur noch nicht eingebürgert. So liegt Dänemark unter prächtigen Buchenhainen und unter ihnen, in Mooren und alten Schichten liegen uralte Leichen von Fichten, die die frühere Bedeckung des Landes bildeten und die von den Buchen besiegt wurden.

Die alten Eichen des Grunewaldes hat der Mensch besiegt,

der Mensch als Kapitalist. Sein Wille bestimmt, was auf der Erdoberfläche von eh- und ruhbarem Getier und von Pflanzen noch zu dulden ist. Aber seine Macht hat ihre Grenzen; sie scheitert an Lebewesen, die die unteren Stufen des Tier- und Pflanzenreiches bilden und für seine Plinten zu klein oder zu zahlreich sind. So ganz ungestraft läßt sich die Erde die willkürlichen Veränderungen ihres Pflanzenkleides und Tierparkes doch nicht gefallen. Mit den Waldverwüstungen und Schwänerungen des Laubwaldes mehren sich die Trockenheitsperioden und Ueberschwemmungskatastrophen. Mit dem Laubwalde schwinden zahllose Feinde schädlicher Insekten, die sich nun ungehindert ins Ungeheure vermehren. Riesige Flächen Nadelholzwald werden von der Sonne bedroht, und ohnmächtig steht der kapitalistische Mensch vor Gefahren, die er durch seine allzu vernünftigen Rechnungen zur Aufwindung des besten Kiefernholzes heraufbeschworen hat. Der Kapitalismus, privater und fiktalischer, hat der Forstwissenschaft schwere Risse zu machen gegeben. Jetzt gilt es zu retten, was vorhanden ist, sei es nun Nadel- oder Laubwald. Der Grunewald wird kein Laubwald wieder werden und auch seine letzten Eichen werden der Reife nach niederbrechen. Aber auch als Kiefernwald ist er ein Forst, dessen Moore und Seen ihn zu einem Naturdenkmal stampeln, an dessen Erhaltung wir das größte Interesse haben. Aber solche Ueberlegungen passen nicht in kapitalistisch denkende Gehirne und für Leute, die da meinen, sie müßten einen Wald zu einem „Volkspark“ elend verhungern, weil sie seine Schönheit nicht erkennen. Und mit Scham und Empörung sehen wir auf jedem neuen Spaziergang im Grunewald, wie Geldgier und Unverstand das Beste verwüsten, was in der Nähe der landschaftlich verarmenden Großstadt uns noch geblieben war.

Barbaren, so nannten die Römer die alten Germanen in ihren Eichenwäldern. Jetzt sind wir aus Barbaren ein Kulturvolk geworden und dulden es, daß statt der alten Germanen Waldverderber in den Nesten unserer Forsten hausen, schlimmer als es Barbaren jemals hätten tun können. —

Hygienisches.

Die Untersuchung verunreinigter Fabrikluft. Die Untersuchung der Luft in Fabrikräumen auf ihren Staubgehalt und bezüglich der gasförmigen Verunreinigungen wird vielfach und zwar auch in Deutschland noch nicht mit jener Sorgfalt und Genauigkeit durchgeführt, die das hygienische Interesse fordert. Es laßt sich hier entschieden eine Lücke zwischen den in der Theorie wohl-erkannten Mängeln und den praktischen Schritten zu ihrer Bekämpfung. Die ausführenden Organe ermangeln, wie der Gesundheitsingenieur in einem von Professor Hahn-München verfaßten Aufsatz ausführt, zum Teil der nötigen Ausbildung, zum Teil fehlt ihnen das genügende Interesse. Auch sind oft die nötigen Laboratoriumseinrichtungen nicht vorhanden. Diese letzteren sind nun auch verhältnismäßig recht kompliziert, zum mindesten mit Hinblick auf den notwendigen Transport an Ort und Stelle. Eine sehr geeignete Vorrichtung für Untersuchungen von der in Frage stehenden Art ist der von W. Sedelbauer konstruierte Aspirator, der durch geringes Gewicht und Volumen leicht transportabel ist und entweder mit Altimulatoren oder mit direktem Strom betrieben werden kann. Die Vorrichtung ist eine zweizylindrige, mit Zählwerk versehene kleine Luftpumpe, die auch bei kleinen Mengen eine sehr allmähliche Luftentnahme gestattet. Um nun auch die für die gebräuchlichen Methoden der Gasanalyse notwendigen Filtriereinrichtungen zu vereinfachen, wurde versucht, die auf Farberniederschlag beruhende Reaktion, wie sie bei der Kohlenstoffbestimmung nach Lunge-Jedendorf üblich ist, auch auf andere Gasarten auszuwenden. Es ist auch in der Tat gelungen, für schweflige Säure, Ammoniak und Chlor Verfahren auszuarbeiten, die ein Resultat von genügender Genauigkeit in wenigen Minuten erzielen lassen. Damit entfällt ein großer Teil der Gründe, die bisher Sanitätsingenieure und Gewerbeinspektionsbeamte namentlich auch bei der Prüfung von Ventilationsanlagen davon abhielten, genauere Luftverunreinigungsbestimmungen zu machen, so daß namentlich die Prüfung der Lüftungsanlagen auf eine wissenschaftliche Grundlage gestellt werden kann, ein Ziel, das im Interesse wirklich technisch wertvoller Ventilationskonstruktionen als äußerst wünschenswert zu bezeichnen ist.

Physikalisches.

Ein elektrisches Barometer. Jedesmal, wenn der Stromabnehmer eines elektrischen Straßenbahnwagens den Kontakt mit der Leitung verliert, bildet sich ein Unterbrechungspunkt. Dieser Funke besitzt eine Färbung, die ganz von der Natur der schmelzenden Metallpartikelchen abhängt; sie ist von einer Art Aureole begleitet, die ihrerseits eine wechselnde Färbung aufweist, je nach dem Zustand der Atmosphäre. Ist die Luft trocken, so erscheint diese Aureole blau, ist die Luft feucht, wird die Aureole grün. Da nun der hygrometrische Zustand der Atmosphäre eine Wettervorhersage erlaubt, so kann auch der Anblick der Aureole dem Beobachter ähnliche Aufschlüsse liefern, wie das Barometer. Erscheint die Aureole gleichmäßig blau, so läßt sich für den nächsten Tag fast sicher gutes Wetter voraussetzen; erscheint die Aureole grün, so ist dies das Anzeichen einer atmosphärischen Störung und voraussichtlich regnerischen Wetters. In den Uebergangszeiten vom guten zum schlechten Wetter und umgekehrt, nimmt die Aureole eine schwach blaue oder schwach grüne Farbe an, die in allen beiden Fällen fast weiß erscheint.